Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 43

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-646020

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 43 - 27. Jahrgang Verlag: Berner Woche, Bern 23. Oktober 1937

Hausspruch

Von Carl Spitteler

Dies ist mein Haus,
Der Frohsinn schaut draus.
Was ist denn darin?
Was Liebes ist drin.
Ihr bösen Geister, lobet den Herrn!
Mit Krankheit bleibt fern,
Alle guten Gaben,
Besuch will ich haben.
Der Frauen Schmunzeln, der Männer Witz
Macht die Seele rund und die Zunge spitz.

Ihr lieben Leute, worum ich bitt':
Bringt eure Kinder mit,
Ich kann sie erwarten,
Ich hab einen Garten.
Ach heiliger Sebastian im Himmel mein!
Könnt ihr denn nicht schrein?
Jodidel, jodudel, so laut, als es gellt,
So lang, als es hält.
's gibt wichtige Leute im Lande genug,
Die dünken sich weise und sind noch klug.

Bedient denn, o Gott,
Mich niemand mit Spott?
Nichts tut der Leber so wohl und lieb
Wie ein geschliffener Schnabelhieb.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 14

Zunächst aber brachte die Wahl des neuen Berufes eine recht unangenehme Wendung in seinen Freiheitsdrang. Sein Vater, der die Vorbereitungen für den künftigen Beruf des Sohnes eifrig betrieb, schloß mit dem Luzerner Sommer, der als hervorragender Fachmann bekannt war, einen Vertrag ab, daß Carlo in seinem Haus zu einem in allen Teilen kenntnisreichen Hotelier ausgebildet werden solle. Wenige Tage nach unserer Verlobung verabschiedete sich Carlo und trat in die Stelle ein.

Aehnliche Pläne wie für ihn hatte sein Vater für mich ausgeheckt. Ich sollte Sprachen lernen, Französisch und Englisch, und später in Luzern oder Interlaken als Abschluß meiner Vorbildung die Stelle einer Saaltochter bekleiden. Da schob mein Vater aus guten Gründen unter den Sprachen die deutsche ein, und auf einen Brief an seinen ehemaligen Geschäftsherrn antwortete Herr Ettlinger, daß er mich mit großer Freude in sein Haus aufnehme. Der Gedanke an die bevorstehende Trennung war für uns beide, den Vater und mich, ein großer Schmerz. Wenn ich auch des Reisens nicht ganz ungewohnt war — ich hatte mit ihm außer den tessinischen Städten doch schon Mailand, Zürich, Luzern, Lausanne und Genf gesehen — entschloß er sich doch, mich nach Baden zu begleiten. In Luzern sahen wir auf eine halbe Stunde Carlo; er sagte mir im heimlichen, er gedenke den verrückten Vertrag, den sein Vater für ihn abgeschlossen habe, nicht zu halten. In Bühler besuchten wir jene Familie Schirmer, von der ich Ihnen bereits gesprochen habe.

Es war am ersten März, als wir in Baden ankamen, goldiger Vorfrühling in den vielen Anlagen der Stadt, die Aufnahme durch die Familie Ettlinger sehr lieb. Mein Vater entschloß sich, acht Tage zu bleiben. Da erhielten wir gegen den Schluß der Woche hin ein Telegramm von Carlo aus Airolo, das uns tief niederschlug. Eine Lungenentzündung hatte seinen Vater, der bei unserer Abreise nur leicht erkrankt gewesen war, plötzlich dahingerafft. Um dem Freund die letzte Ehre zu geben, reiste der Vater zwei Tage früher heim als verabredet war. Aus dem Wort: „Gottlob, das Hotel ist ja noch nicht gebaut", merkte ich seine stillen Sorgen. Als er abgefahren war, konnte ich bloß weinen.

Ohne das Heimweh hätte ich in der Familie Ettlinger ein schönes Leben gehabt. Es waren zwei liebe Töchter da, die mich mit großer Mühe im Deutschen unterrichteten. Ein reizender geselliger Verkehr herrschte im Haus. Weit entfernt, daß man

mich als Fremde behandelte, begegnete mir jedermann mit Aufmerksamkeit, und die wenigen, die Italienisch sprachen, nahmen ihre paar Brocken zusammen, um mir etwas Artiges zu sagen. Nur durch den Hinschied meines künftigen Schwiegervaters war ich von der Teilnahme an den letzten, glänzenden Bällen der Stadt und dem Theaterbesuch entbunden; aber ich habe doch prächtige Konzerte gehört, den herrlichen Frühling in den Gärten der Stadt gesehen, an Ausflügen teilgenommen, das erwachende und stets höher schwellende Fremdenleben bewundert und war glückselig, wenn ich daraus einmal einen italienischen Ton hörte. Vielleicht hätte ich sogar das Heimweh nach den Bergen überwunden, wenn ich aus den Briefen meines Vaters nicht einen verhaltenen Kummer gespürt und mich diejenigen Carlos nicht gekränkt hätten, sowohl durch ihre Flüchtigkeit wie durch den Inhalt, eine stete Schimpferei auf seine Anstellung in Luzern. Auch schrieb er mir immer seltener, und ich begann über meine Verlobung allerlei zu denken. Da Mitte Juli kam die Wendung! — Herr Ettlinger erhielt von meinem Vater einen Brief, der meine Heimkehr wünschte, und der gütige Herr wandte sich an mich: „Arme Doia, es wird schon das klügste sein, wenn Sie Ihre Verlobung auflösen." Ueber dieses Wort erschrack ich; aber mein stärkstes Gefühl war die unendliche Vorfreude, mich auf dem Bahnhof in Luzern in die Arme des Vaters werfen zu können. Und nie im Leben habe ich einen heißeren Kuß von ihm bekommen.

„Und Carlo, holt er mich nicht ab?" fragte ich. Worauf der Vater mit zitternder Stimme antwortete: „Der Elende! Ich ahnte es längst, daß er ein Schuft ist, wie sehr, dafür habe ich aber die Beweise doch erst durch den Hotelier Sommer erhalten." So groß war der Zorn des Vaters, daß er sich keine Zurückhaltung auferlegte und mir die volle Wahrheit gestand über das Wesen meines Verlobten. Seit Carlo durch den Tod seines Vaters Herr seines Vermögens sei, benehme er sich, dem es sonst nicht an schöner Befähigung für den künftigen Beruf fehle, gegen seine Vorgesetzten unverschämt und führe einen liederlichen Lebenswandel. Anfang Juli sei er mit irgend einer abenteuernden jungen Amerikanerin durchgegangen und habe sich mit ihr auf Rigi und Pilatus, da und dort am Vierwaldstättersee umhergetrieben, bis sich die bei Herrn Sommer eintreffenden Eltern wieder der Tochter bemächtigten. Der Hotelier ließ Carlo wissen, daß es um seine Stellung geschehen sei und der Taugenichts kam heim zu seiner Mutter nach Altanca. „Er wird sich aber schon noch einmal nach Luzern bemühen müssen. Sommer ist entschlossen, ihn wegen Vertragsbruchs gerichtlich zu belangen, wenn es der Davongelaufene nicht vorzieht, sich mit ihm gütlich zu verständigen, wozu namentlich gehört, daß er noch einmal vor dem Hotelier erscheint und demütig Abbitte leistet." So berichtete der Vater.

Wir hatten eine traurige Heimkehr. Auf dem Vierwaldstättersee regnete es; auf dem Gotthard fiel Schnee. Kaum daheim, sandte ich Carlo den Verlobungsreifen mit einem Geleitbrief zurück. Da brachte mir seine trostlose Mutter den Ring zurück und beschwor mich, wie den Vater, daß wir die Verlobung aufrecht erhalten, sonst gebe es ein großes Unglück. Darauf erwiderte der Vater zornig: „Wenn sich ein solcher Taugenichts auch erschießt, was tut's?" Die arme Frau aber warf sich vor mir nieder und umklammerte meine Knie: „Ich flehe dich nur deinetwegen an, Doia, nimm den Ring zurück und stecke ihn wieder an den Finger! Denke, wenn deinem Haupt ein Leid geschähe oder dem deines Vaters — das ist meine Todesangst — darum bete ich Tag und Nacht zur Madonna und den Heiligen. Carlo hat gewiß große Fehler; aber er liebt dich, wie auf Erden noch kein Mädchen geliebt worden ist." Die Frau rührte uns in ihrem Jammer!

Wir ließen sie aber ungetröstet gehen und waren nun selber in großer Not. Wessen war der abgründige Carlo fähig? — In der Aufregung sprach der Vater davon, daß er mich, um mich vor dem Verlobten zu bergen, wieder nach Baden bringen wolle, sogar von gemeinsamer Auswanderung nach Amerika, und ich selber war so traurig, daß ich am liebsten wieder zu den Karmeliterinnen in Como zurückgekehrt, bei denen ich zwei unvergeßliche Jahre zugebracht habe, und unter ihnen Nonne geworden wäre."

„Wie konnten Sie einen solchen Gedanken fassen", fuhr Heinrich empor. „Sich aus der Welt flüchten — Sie mit Ihrer Jugend — Sie mit Ihrem beglückenden Wesen?"

„Ich glaube, daß es doch einmal mein Weg ist", erwiderte Doia mit geheimnisvoll nach innen gewendetem Blick. „Doch will ich Ihnen jetzt meine Geschichte zu Ende erzählen. Einige Tage nach dem Besuch der Mutter Grimelli brachte uns der Pfarrer die Nachricht, daß Carlo an einem schweren Fieber erkrankt sei. „Natürlich von seinen Ausschweifungen", grollte der Vater; der Pfarrer aber versicherte uns, daß die Ursache Liebeskummer meinetwegen sei, schilderte mir die großen Schmerzen des Kranken und, wie er keinen inbrünstigeren Wunsch hege, als mich an seinem Lager zu sehen. Ich Törin gab gegen den Willen des Vaters den Bitten nach. Als ich Carlo besuchte, sprach er mit herzlicher Reue von seinem liederlichen Lebenswandel und flehte mich um Verzeihung an. In tiefem Mitleid steckte ich seinen Ring wieder an den Finger.

Nun war es Herbst geworden, Carlo wieder genesen und von einem so guten Betragen, daß wir wieder Hoffnungen auf ihn zu setzen begannen. Da kam ein Brief von Sommer, daß Grimelli in den nächsten Tagen vor ihm erscheinen und ihm friedlich Genugtuung für den Vertragsbruch geben möge, widrigenfalls er in Bellinzona Klage gegen ihn erheben werde.

Carlo, der Eigensinnige, ließ es zum Prozeß kommen; der Vertragsbruch mußte von ihm gesühnt werden; dazu kamen die beiderseitigen Gerichtskosten; doch noch Schlimmeres. Er hatte durch seinen Anwalt häßliche Dinge über Sommer aussagen lassen; neue Klage; die von ihm aufgerufenen Zeugen versagten; die Richter verurteilten ihn wieder zu einer empfindlichen Buße, und die beiden Urteile genügten, daß Carlo, der früher doch auch manche gewinnenden Eigenschaften besessen hatte, völlig den guten Boden unter den Füßen verlor.

Manchmal schien es sogar den gesunden Menschenverstand! — Um bei den Leuten den üblen Eindruck der Prozesse zu verwischen zeichnete er für das Hotel kostspielige Pläne, wie sie nie in der Absicht seines noch meines Vaters gelegen hatten, zeigte sie da und dort und ließ sich als der junge Mann mit dem großen Unternehmungsgeist und der Tatkraft bewundern, von dessen Schöpfung einmal die gesamte Gegend Gewinn zöge, jedermann in seiner Art. So kam er stets mehr ins Prahlen hinein, begegnete aber unter den gescheidtern Leuten auch einem wachsenden Unglauben und, über ihr Mißtrauen verärgert, schalt er die Dörfler Dummköpfe und zurückgebliebene Trottel. Deswegen hat er außer seiner Mutter in Altanca keinen guten Menschen mehr; jedermann weicht ihm aus; jedermann fürchtet ihn. Mein Vater aber begrub darüber die Hotelpläne."

Einen Augenblick schwieg Doia.

„Und wie stehen wir, Carlo und ich?" versetzte sie mit zitternder Stimme. „Wir leben so nebeneinander her, und keines von uns weiß, was kommen soll. Er verlangt von mir die Treue, doch unterhält er aber noch Liebschaften in den Städten. Das Schicksal drängt jedoch zum Entscheid; der Vater weiß sich einen guten Käufer für das Bauland am See und stellt bloß noch darauf ab, wie sich mein Verlobter in vierzehn Tagen benimmt. Da finden im untersten Tessin in zwei Dörfern Schützen-

Clivia. Gemälde von H. Schwarzenbach

feste statt. Geht dann Carlo als Mitglied des Klubs „der junge Tessin", der dem Vater wie vielen rechtschaffenen Bürgern, die treu an der Schweiz hängen, ein Dorn im Auge ist, an die Feste, so schlägt der Vater das Land los; die letzte Spur des Hoteltraumes ist zertrümmert, und wir müssen sehen, was mein Verlobter weiter tut. — Ich zittere vor dem Tag, vor der Besorgnis, meinem Vater könnte ein Leides geschehen — oder mir. Ich habe wahrhaftig durch Carlo schon so viel gelitten, daß ich nicht mehr stark am Leben hänge." —

Doia hatte sich heiß gesprochen; die Wangen glühten und die Brust wogte ihr.

„Gott, so viel Unglück", versetzte sie, raffte sich aber im nächsten Augenblick empor: „Ich will mir das Gesicht etwas kühlen und dann dem Vater entgegengehen."

Nach einer Weile kam sie in die Stube zurück, ein venetianisches Spitzentuch um den Kopf geschlungen, aus dessen zartem Rahmen ihr inniges Gesicht mit den dunklen Augen in madonnenhafter Schönheit hervorblickte.

Sie nahm einen Augenblick Heinrichs Hand zwischen ihre Finger.

Ergriffen von ihrer Erzählung, brachte er erst jetzt ein Wort hervor. „Seien Sie nicht so tief traurig, Doia. Ihnen, die Sie selber so gütig sind, muß es ja doch noch einmal recht gut gehen!"

Indem sie den Kopf mit einer sanften Bewegung wiegte, hob sie die Augen tiefgläubig zu ihm empor. Ihm war es, er habe in seinem Leben nie eine schönere Gebärde an einem Frauenwesen gesehen.

„Ich weiß nicht, habe ich Ihnen zu viel aus meinem Leben verraten", sagte sie; „ich weiß bloß, daß ich ein unendliches Zutrauen zu Ihnen gefaßt habe. Mir selber wunderbar! Obgleich Sie Böses haben tun wollen, spüre ich, daß Sie das volle Gegenteil von Carlo sind, ein guter, reiner Mensch, wie selten einer über die Erde wandert. Mir ist, das Schicksal habe Sie eigens durch Ihr Abenteuer am See zu mir geführt, daß mir Trost werde in meinem Leid. Und wenn Sie wieder von Altanca gegangen sind, so werde ich doch jeden Tag an Sie denken und zu Gott beten, daß er Sie einen schönen und lichten Weg führe!"

Nun war sie gegangen.

Heinrich blickte der geschmeidigen Gestalt nach, wie sie an der Kirche vorüber bergabwärts stieg.

Wie konnte er wieder von ihr scheiden? — Nun war er erst einen Tag da und liebte das schöne Mädchen aus dem ihm fremden Stamme doch schon. Sonderbar! Wäre sie glückliche Braut gewesen, nie hätte er seine Gedanken zu ihr erhoben; gerade aus ihrem Leid kam aber jene Süße, die ihn bewegte. Er konnte sich selber nicht fassen. Der Abend, die Berge, das Tal, die goldgeränderten Wolken redeten zu ihm von ihr. In seinen Ohren klang der tiefe Glockenton ihrer Stimme und verriet ihm eine Seele, die stärker schwang, als das Wort ihres Mundes ahnen ließ. Und über diesen weichen Metallklängen, über den Auf- und Niederschlag der dunkeln geheimnisreichen Augen, kamen ihm die Stunden, die er mit Rösle verlebt hatte, wirklich nur wie eine Spatzenliebe vor. Doia war die Weihin, von der seine Mutter gesprochen hatte.

Die Weihin? — Wie, das wußte er selber nicht; nur daß er vor ihr wie vor einer Offenbarung stand, die ihm den Reiz weiblichen Wesens mit einem ihm bisher noch unbekannten Zauber erschloß.

Er wagte nicht weiter zu denken. Während sein Herz Doia entgegen wallte, durchzuckte ihn mit blitzartiger Helle doch auch das Bewußtsein, was für ein gefährliches Abenteuer es wäre, wenn er dieser Liebe Raum und Wort geben wollte.

Grimelli! —

Elftes Kapitel.

Nun war Sindaco Alberto Cesari daheim, ein groß und schwer gebauter Mann mit gesund gerötetem Gesicht, silberglänzendem Schnurrbart und ruhigen, klugen Augen. Der alte

Steinmetz erinnerte Heinrich an einen ausgedienten Offizier, den er in seiner Jugend gekannt hatte; sein Wesen stand nicht weit von deutscher Art.

Signor Cesari begrüßte den ins Haus geschneiten jungen Gast sehr artig, entschuldigte sich aber zum Imbiß, da ihn der Aufstieg von Airolo ermüdet habe, und verschob ein eingehendes Gespräch auf den Morgen; zu Doia gewendet, bemerkte er noch, daß er auf zehn Uhr vormittags einen andern Gast, Odoardo Testa, erwarte.

„Wegen des Landverkaufes?" fragte Doia die Farbe wechselnd.

„Ja, aber ich schließe morgen noch keinen Vertrag", erwiderte der Vater und bot einen freundlichen Gutenachtgruß. Heinrich folgte seinem Beispiel. Draußen in der Küche wartete auf ihn die Mutter Carlo Grimellis, die ihm die Wunden neu zu verbinden gekommen war.

Am andern Tag erwachte er früher als Herr Cesari und mit dem wohltuenden Gefühl fortschreitender Genesung. Er suchte Doia, fand sie aber nicht. Da sagte ihm Lesa, daß sie zur Messe gegangen sei. Ja, dort schritt sie von dem althochwürdigen Gotteshaus mit einer Truppe anderer schwarzgekleideter Frauen und Mädchen, ein demütiges Kind ihres Glaubens, das kleine, silberbeschlagene Gebetbuch und einen Rosmarienzweig in der Hand. Sie plauderte mit Grimelli; er war unter den wenigen Männern, die dem Gottesdienst beigewohnt hatten. Heinrich spürte, daß er ihn tief haßte. Nicht so sehr weil sich der junge Mann beleidigend über deutsche Sprache und deutsches Wesen geäußert, sondern weil er Doia so furchtbar ins Unglück gebracht hatte.

Da trat sie in die Stube und bot Landsiedel den guten Tag. Sie bemerkte gleich, daß sich sein Aussehen über Nacht gebessert hatte, und freute sich darüber.

„Na — und ich erwäge schon Pläne", erzählte er ihr.

„Sie denken an Rom — in einigen Tagen gehen Sie — unter den Römerinnen bin ich Ihnen nur noch ein Traum. — So seh' ich's kommen."

Ein feines Zittern ging durch ihre Stimme.

„Nein, Doia", erwiderte er, über ihre Worte selber verlegen; „meine Gedanken reichen nur bis Airolo hinunter. Ich will versuchen, ob ich dort nicht auf einer Schreibstube des Bahnbaues Unterkunft finde und das Geld verdienen kann, um Ihnen das Darleihen zurückzugeben."

„Wenn es nur das ist", versetzte sie enttäuscht, „so gehen Sie ruhig nach Rom."

Da wurde er noch verlegener.

„Der Gedanke kam mir aus einem andern Grund", versetzte er mit schwerem Atemzug. „Ich kann nicht mehr aus Ihrer Nähe fort. Mir ist, ich müsse es miterleben, daß Sie den Ausweg aus Ihren Beklemmungen finden."

Ihre Augen blitzten ihn freudig und hoffnungsreich an; aber gleich darauf flog ein Schatten darüber. „Ich fürchte, daß Sie eher den Durchschlag des großen Tunnels erleben, als daß es mir gut geht", stieß sie bitter hervor. „Und was hülfe mir Ihr Opfer? — Wir können uns doch nichts sein. Wollten wir uns aber etwas sein, auch nur in Freundschaft, so würde Carlo Ihr Todfeind, und Sie wissen, er ist schlimm wie ein Bravo!"

Heinrich senkte den Kopf tief nachdenklich.

Eine geraume Weile schwiegen beide. Da hörten sie von der Küche her ein Räuspern.

„Der Vater", versetzte Doia; „er darf von unserem Gespräch nichts merken."

Der Alte im silbergrauen Schnurrbart kam mit einer leichten, sprechenden Würde und geriet beim Frühstück, zu dem ein goldgelber Maiskuchen auf dem Tische prangte, mit Landsiedel bereits in ein lebhaftes Gespräch über das Woher, Wohin und die Umstände seiner Reise.

Heinrich stellte manches Erlebnis harmloser dar, als es gewesen war; doch klangen seine Antworten frei, und als der Sindaco fragte: „Was wollen Sie denn in Rom?", erwiderte er: „Wir Deutschen schätzen es nun einmal als ein notwendiges Stück unserer Bildung, daß wir Italien und im besondern Rom, die von Goethe, unserm erhabensten Dichter verherrlichte ewige Stadt, kennen lernen. Aus seinen Werken schöpft jeder von uns die Sehnsucht nach den Gegenden, in denen bereits Kunst und Wissenschaften blühten, als die andern Länder noch im Dunkeln lagen, und Denkmäler und Werke entstanden sind, die für die Geschichte des menschlichen Geistes unvergängliche Werte besitzen."

Landsiedel brachte, was er über Rom und Italien sprach, mit Schwung und jugendlichem Feuer vor, und seine Rede erfreute Vater wie Tochter.

„Ja, Rom", versetzte der Sindaco mit zustimmendem Nicken. „Ich bin zwar nie hingekommen; wir Steinmetze aus den Bergen haben im Süden keine Arbeitsgelegenheit zu suchen, da es dort genug Leute unseres Berufes gibt; aber auch in Deutschland baut man jetzt eine Menge Gebäude, namentlich öffentliche, die ihre Vorbilder entweder in der italienischen Klassik oder Renaissance haben. Sie wurden mir in den Städten am Rhein geläufig. Freilich erst in meinen späteren Jahren; denn wie ich als Junge in Baden einwanderte, war es noch ein ziemlich armes Land, das sich keine kunstreichen Bauten gönnte. Aber seit dem so glücklich durchgeführten Krieg mit Frankreich! Und den Anfang dieser Blüte miterlebt zu haben, ist mir eine besonders angenehme Erinnerung. Ich konnte mich noch etliche Jahre im Figürlichen betätigen, das für mich vorher ein nur selten befriedigter Wunsch gewesen war. Ich habe eine Anzahl Photographien von Bildwerken, die unter meinem Meißel entstanden sind."

Er erhob sich, öffnete einen Schrank, nahm aus dem obersten Fach eine Mappe und legte sie vor den Gast hin.

„Diesen geflügelten Merkur habe ich im Auftrag meines Bauherrn Ettlinger für ein Kaufmannshaus in Straßburg erstellt. Da ist eine Karyatide, deren ich ein Dutzend für ein Bankgebäude in Mannheim schuf, da eine moderne Gestalt."

„Die ist ja wunderbar schön", unterbrach ihn Landsiedel. Mit einem prüfenden Blick auf Doia sagte er: „Sie haben dabei an Ihre Tochter gedacht — Herr Sindaco, wie nennen Sie sich Steinmetz, wo Sie doch Künstler sind, Bildhauer?"

Der Alte schmunzelte: „Künstler — das ist ein edles Wort, das man gern hört. Wir haben uns aber stets nur Steinmetze genannt. Ein Künstler ist, wer ein Kunstwerk aus eigener Kraft entwirft; wir aber haben auf dem Hauerplatz doch nur nach Vorbildern und nach der Schablone gearbeitet. Und dennoch, wenn das Wort „Künstler" an mein Ohr schlägt, so bewegt es mir noch das alte Herz. Bei den jetzigen Gesichtern waren wir nicht so streng an die Vorlage gebunden; gewiß habe ich etwas von meiner Tochter in das Gesicht einfließen lassen. Welcher Alte denkt in der Ferne nicht an sein Kind!"

In diesem Augenblick pochte es an die Tür. Es war Testa, der von Airolo heraufgestiegen kam, der Liebhaber für das Bauland auf Val Piora. Der städtisch gekleidete Mann mit dem lichtbraunen Gesicht, den regelmäßigen Zügen und dem schwarzen, sorgfältig gepflegten Bart, sprach den Sindaco und Doia als Verwandte an, ließ sich eine Erfrischung gefallen, besah sich auch flüchtig die Photographien und warf einen forschenden Blick auf Landsiedel.

Fortsetzung folgt.